

GÜNTER REISCH
... WILL
REGISSEUR WERDEN

Eine DEFA-Filmkarriere

neues leben

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Diese Publikation des Verlags Neues Leben wurde herausgegeben vom
Filmmuseum Potsdam. Sie gehört zur Schriftenreihe der DEFA-Stiftung:
Die DEFA-Stiftung ist durch eine Stipendienförderung am Zustandekommen
des Buches beteiligt und stellte wie auch das Filmmuseum Potsdam Fotos
aus ihrem Bestand zur Verfügung. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin
förderte ebenfalls dieses Buch durch ein Stipendium.



ISBN 978-3-355-01833-3

© 2015 Verlag Neues Leben, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung
eines Motivs von picture alliance / dpa / Arno Burgi

Die Bücher des Verlags Neues Leben
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

Inhaltsverzeichnis

Editorische Vorbemerkung

9

Statt eines Vorworts

Rudi Jürschik: Laudatio auf Günter Reisch
anlässlich seines 85. Geburtstags 2012

11

Kapitel 1: Kindheit und Jugend

21

Kapitel 2: Lehrjahre bei Lamprecht und Maetzig

48

Kapitel 3: Debüts im Kino und im Theater, Chemie im Film

68

Kapitel 4: »Gewissen in Aufruhr«

83

Kapitel 5: Genosse Walter Lörke am Heiligabend 1962

»Ach, du fröhliche ...«

94

Kapitel 6: Unterwegs zu Liebknecht

103

Kapitel 7: Erwin Geschonneck,

»Ein Lord am Alexanderplatz«

130

Kapitel 8: Ein Paukenschlag zum Ende des Jahres 1965 –

das 11. Plenum

und die Gründung des Filmverbandes

139

Kapitel 9: Mit Freunden auf dem Weg zu Lenin

155

Kapitel 10: »Wolz – Leben und Verklärung
eines deutschen Anarchisten« – Warnung oder Denkmal?

176

Kapitel 11: Anton als Zauberer und Anton als Geist –
ein Film und ein Projekt

192

Kapitel 12: »Die Verlobte«

210

Kapitel 13: »Wie die Alten sangen ...« –
mein letzter Film 1987?

225

Kapitel 14: »Bloody Heart«: Das Ende eines Traums
und der Verlust eines Freundes

233

Kapitel 15: Ein anderes Resümee

244

Über den Lehrer Günter Reisch

251

Anmerkungen

263

Anhang

Biografie und Filmografie

265

Personenregister

271

Filmregister

285

Kapitel 1

Kindheit und Jugend

Nun bin ich 86 Jahre alt und schreibe, noch immer, jeden Tag. Im Potsdamer Filmmuseum stapeln sich die Kisten meines Archivs. Darin auch vierzehntausend Fotos. Fast alle in den letzten sechzig Jahren selbst aufgenommen, entwickelt und vergrößert. Das alles steht in »Reichs Findbuch«, in Buchform gedruckt oder über Internet erreichbar. Wenn ich in diesen nüchternen archivarischen Andeutungen blättere, fliegen mir Erinnerungen zu, an Menschen, an das, was ich mit ihnen erlebte im Privaten wie bei unseren Film-Produktionen oder bei gesellschaftlichen Ereignissen oder – neu entdeckt – aus Notizbüchern oder aus Berichten von meinen Freunden und Zeitgenossen. Was mir dabei einfällt, könnte Bände füllen. Ich notiere es in Skizzen, wie die erste Fassung eines Schnittvorschlages für einen mich selbst darstellenden Dokumentarfilm, mosaikartig ineinandergreifend. Beginnen wir mit Kindheit und Jugend.

Aus dem Klassenfenster meiner Volksschule am Stadtkanal in Potsdam sah ich zweihundert Meter entfernt die berühmte Garnisonkirche. Zur vollen und halben Stunde hämmerte auf uns das Glockenspiel ein: »Üb' immer Treu und Redlichkeit« – und dann »Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren«. Die Klänge hatte Königin Luise ausgewählt. Die kannten wir aus dem Kino. Damit wuchs ich auf. Der beste Freund in gleicher Klasse war Horst Drews. Wie ich in kurzen Lederhosen, vorne ein Latz, die Ärmel hochgekrempelt, voller Tatendrang. Sein Vater war der Rendant der obersten preußischen Militär-Kirche und unterstand als Offizier der Heereskirchenleitung. Und Horst wusste, wo zu Hause der Kirchenschlüssel hing. Dort fanden wir unseren historischen Abenteuerspielplatz.

Hinter dem Altar, den wir mieden, die vergitterte Gruft mit dem Alten Fritz im Zinnsarg. Sein unberücksichtigter Wunsch war, auf der Terrasse seines Schlosses Sanssouci zu liegen, unter freiem Himmel neben seinem Lieblingspferd und den Windhunden. Auch er war uns aus dem Kino gewärtig. Wir kannten alle seine Schlachten, auch die verlorenen. Erbeutete Regimentsfahnen hingen reglos an den Seitenpfeilern der Kirche über alle Emporen hinweg. Wir rannten um die Wette die merkwürdigen Treppen hinauf, mit ihrer doppelten Breite und den flachen Stufen, die waren den Sporen angemessen, die an den Reitstiefeln der Offiziere klirrten. Die Herren wären ohne diesen Kunstgriff der Architekten nicht heil im Parterre angekommen. Wir jedoch stürmten dann höher und höher durch das zum Verstecken einladende Eichenbalkengewirr des Turmes. Und noch höher, wo wir an den oberen Oktaven der Glöckchen mit Bleistiften klimpten. Horst wollte es auch mit Fäusten an dem großen Manual des Glockenspiels versuchen. Ich bremste ihn. Er wollte unbedingt Offizier werden, ich auf jeden Fall etwas anderes.

Meine Urgroßeltern waren schlesische Bauern und Weber. Sie schickten die Überzahl ihrer Kinder in die Stadt, um sich ein Dach und Kost und für alle in der Familie etwas Geld zu verdienen. Mutters Vater wurde Bäckermeister in Potsdam, stadtbekannt als ›Pflaumenkuchen-Queisser‹. Der brachte täglich seine Backwaren in die vielen Kasernen. Mein Vater, Julius Reisch, war einer seiner Gesellen. Schief nachts in der Backstube, im Kellergewölbe. Er war immer hungrig. Dort standen viele Backbleche mit fertigem Obstkuchen für den nächsten Morgen. Anschneiden konnte er den Kuchen nicht, aber wenn er den ganzen vom Blech verzehrte, fiel es nicht auf. So wurde er satt und blieb kräftig und gefiel der Tochter des Hauses Erna. Die wurde 1918, während in der Revolution auf den Straßen die Kugeln piffen, als Angestellte in einer Berliner Privatbank ausgebildet und musste ihr Leben lang mit Pfennigen rechnen. Beide zogen nach Berlin. Vater war fleißig und wurde Bäckermeister und Zunftmitglied und baute mit Mutters Hilfe sein eigenes Geschäft auf. Die Welt-

wirtschaftskrise am Ende der zwanziger Jahre brachte auch ihnen den Ruin. Schließlich starb er 1935 entkräftet an einer Lungenentzündung, der Nachwirkung einer Gasvergiftung, die er 1916 vor Verdun erlitten hatte. So griff der vergangene Krieg noch in meine Kindheit ein.

Nach Vaters Tod Umzug nach Potsdam ins Haus des verstorbenen Großvaters in der Jägerstraße. Mit uns kam Emmi, das treue Kindermädchen aus Ostpommern. Sie hatte niemanden in Berlin. Liebte mich aber sehr und ebenso meine vier Jahre ältere Schwester Ursula. Wir zogen ins Hochparterre, Emmi in eine Dachkammer. So wuchs ich zwischen drei Frauen auf. Das war kein Nachteil.

Vielleicht war es ein amtlicher Irrtum, dass ich in der zweiten Klasse in ein Prachtgebäude umgeschult wurde. Neben mir Neuling saßen die Jungen der besseren Gesellschaft, die später ins Gymnasium sollten, im gleichen Haus, eine Etage höher.

Mutter bekam eine gering bezahlte Stelle in der Stadtverwaltung, Abteilung Fürsorge. Abends brannte eine Petroleumlampe am Tisch, um Strom zu sparen. Meine Schwester und ich brauchten bald eine Brille. Ursula lernte Französisch auf der Mädchenschule und probte mit mir die Aussprache. Und korrigierte meine miese deutsche Schrift.

In meiner Schule freundete sich ein sympathischer Junge mit mir, dem Außenseiter, an. Sein Vater war Kommandeur des Potsdamer Traditionsregiments der Infanterie, dem I. R. 9. Der Sohn Manfred nahm mich mit in eine noble Offizierssiedlung, irgendwo am Ruinenberg gegenüber vom Schloss Sanssouci. Da gab es ein großes Spielzimmer gefüllt mit kleiner Kriegstechnik. Beeindruckend. Wir ließen die Panzerchen rollen und ballerten mit Kanönchen. Manfred Rommel entwickelte Fantasie. Heute noch denkt man an ihn als den bedeutenden Oberbürgermeister von Stuttgart.

Ich war inzwischen mit der vierten Klasse auf einer normalen Volksschule gelandet, mit Blick auf die Garnisonkirche. Nach dem Unterricht, die Mappe noch auf dem Rücken, stellte ich mich vor die Hauptpost und bot mich an, auf die Räder der Kunden aufzupassen. Das brachte Pfennige. Die reichten nur für einen Drachen.

Mutter wollte meine mimischen Talente fördern und stellte ihren kleinen Faxenmacher in der »Kanal-Oper« vor, dem Potsdamer Stadttheater. Die suchten Kinderkomparsen für eine »Faust«-Inszenierung. Das brachte blanke drei Reichsmark für den Abend. Dafür kroch ich als Meerkatze durch Faustens Hexenküche. Ich war immer schon viel früher in der Maskenbildnerei, wo zwei nette Männer in Faust und in den bösen Mephisto verwandelt wurden. Der Teufel war der netteste. Er zeigte einmal auf die noch ungeschminkte Meerkatze und sagte: Der sieht doch aus wie ein kleiner Napoleon. Er meinte meine immer herabhängende Stirnlocke. Mit dem Spitznamen »Nappo« wurde ich lange von meinen Freunden gerufen.

Jahre später nahm mich Dietmar Schönherr, den ich von vielen gemeinsamen Fahrradtouren kannte und von manchem Zeltlager, mit in das UFA-Film-Studio in Babelsberg. Dort fungierte er als bekannter Jugendheld. An seiner Seite bewunderte ich die vielen Scheinwerfer, die Kameras und den Mann in der Mitte, auf den alle hörten. Das war der Regisseur. Mit ihm entdeckte ich die Scheinwelt des Films auf dem Studiogelände. Ganze Straßenzüge bestanden nur aus Fassaden – und nichts dahinter. Aber ich konnte viele Leitern erklettern – und konnte in meinen Träumen nicht ahnen, dass ich an genau dieser Stelle einmal den nachgebauten Potsdamer Platz, als Regisseur von mir veranlasst, mit hunderten Menschen aufnehmen würde oder den Schneesturm während der Stalingrader Schlacht.

Das Theater jedoch hatte mich zu neuen Fähigkeiten herausgefordert: Ich konnte meiner Schwester den ganzen Studierzimmer-Monolog vom »Faust« vortragen. Sicher gekürzt, aber auswendig. Und ich stand jeden Abend voll Spannung in der Bühnengasse neben dem Inspizienten. Mich faszinierte schon damals Goethes Vorspiel, daran besonders, wie mein netter Mephisto mit dem lieben Gott umging. Der Teufel machte gern ironische Witze, die Widersprüche aufdeckten, und er musste ungebremst dem Herrgott die Fähigkeit absprechen, darüber lachen zu können. Das hat mich ein Leben lang beeindruckt.

Zurückgeblendet nach Berlin. Emmi Hahn, mein ehemaliges Kindermädchen, nahm mich in den ersten Sommerferien mit zu ihren Eltern und ihren zehn Geschwistern in ein Dorf nach Ost-Pommern. So etwas hatte unser jüdischer Kinderarzt Dr. Krompholz empfohlen. Er kannte mich als eine Frühgeburt und ich blieb wohl daher ein dürres Bäckersöhnchen. Ich saß oft bei ihm unter der Höhensonne. Bei Emmis Eltern lebte ich gesund, auch von viel frisch gemolkener Ziegenmilch. Die Dorfkinder zogen mit mir los. Der kleine Berliner hatte ein Luftgewehr. Einen DIANA-Vorderlader. Ohne Kimme und Korn. Wir kauften für fünf Pfennige Blaupinnen und schossen auf Spatzen. Die überlebten das. Ein Erlebnis wurden Emmis Brüder. Einer nahm mich mit in sein Wachhäuschen an einem Bahnübergang. Da kamen zwei Züge am Tag vorbei, und wir konnten inzwischen über die Wiesen streichen und den Torfstechern zusehen.

Der Bahnbeamte Hahn besorgte für die ganze Familie das Brennmaterial für den Winter. Ein anderer Bruder pflasterte Landstraßen und ein dritter, der jüngste, war Schmied. Da stoben die Funken. Er machte Hufeisen passend. Aber schlimm waren dort die Sonntage. Ich musste mit Emmi in die Kirche. Der katholische Pfarrer erschien mir wie ein Beelzebub. Er machte mir die Hölle heiß. Bedrohte von der Kanzel aus seine Dorfgemeinde mit dem grässlichen Fegefeuer, in das alle kommen würden – und ich rechnete mir nachts im Bett alle meine kleinen Verfehlungen vor. Fortan lebte ich in Ängsten und wollte nie wieder eine Kirche betreten.

Die Potsdamer Garnisonkirche mal ausgenommen. Die war evangelisch. Ich saß, wie von je her alles Volk, dann artig in den unteren Bankreihen neben meiner Mutter und konnte ungestört die eroberten Fahnen zählen. Auch acht österreichische waren dabei – noch hatte Hitler den Anschluss der Ostmark nicht in Angriff genommen. Später wurde ich hier eingeseignet – mit dem Bibelspruch »Sei getreu bis in den Tod ...«, damit wurde mir »die Krone des Lebens« versprochen. Was für eine Krone, fragte ich mich später bei all den von mir geforderten Treueschwüren. Einmal im Monat war am Sonntag kein Kirchgang, sondern Marsch im Gleichschritt

zur Jugendfilmstunde. In der Uniform der Pimpfe mit Fanfarenklang. Dort bewunderten wir Otto Gebühr als Alten Fritz oder Hans Albers, der einen Aufstand in Deutsch-Ost-Afrika niederschlug. Vor jeder Vorstellung hörten wir die Siegesmeldungen der UFA-Kriegswochenschau, auch unterlegt mit dem Lied der Luftwaffe »Bomben auf Engeland«.

Emmi hatte sehr gut kochen gelernt. In einem wohlhabenden jüdischen Haushalt in Schönlanke, der Kreisstadt neben ihrem Dorf. Wir fuhrten einmal im Autobus dorthin, um dort das Kaufhaus zu sehen. Sie war bei dem Besitzer in den zwanziger Jahren das Hausmädchen gewesen. Das Kaufhaus stand am Marktplatz. Die Fenster waren eingeschlagen. Die Wände beschmiert: »Wir kaufen nicht beim Juden!« So sah es auch in Potsdam aus. In der Brandenburger Straße, bei uns um die Ecke. Da betraf es jedes zweite Geschäft.

In dem Gewölbe in Muttis Keller richtete ich mir eine Bastelwerkstatt ein. Großvater Queissers Backofen wurde das Versteck für meine Heimlichkeiten. Ich sammelte und sammelte alles Mögliche, um irgendetwas daraus zu bauen. Ich wollte Erfinder werden oder Komponist. Höhepunkt auf dem Weg dahin war, als ich eine Broschüre über den Flug mit menschlicher Muskelkraft fand. Da war nachgewiesen, dass Zweibeinern eine halbe PS fehlte, um sich vom Boden abzuheben. Ich wollte das Gegenteil beweisen. Also machte ich einen Plan, was ich brauchte. Zwei Fahrradantriebe besaß ich schon. Ich wurde Laufbursche bei einem Apotheker in der Lindenstraße, der Adler-Apotheke. (Außerdem labte ich mich, ewig hungrig in der Zeit der Lebensmittelmarken, am Lebertran, der in großen Glasballons im Apothekenkeller stand.) Schräg gegenüber ein Leistengeschäft, wo ich schon als Lattenkunde bekannt war. Während ich sägte und bohrte und Seiten- und Höhenleitwerk Gestalt annahm, träumte ich, über Bäume zu fliegen. Höher hinaus wollte ich nicht. Dazu hörte ich aus dem Trichter eines von mir reparierten Grammophons die kratzenden Stimmen von meines Vaters Opernplatten. In der Kellerecke stand seit dem Umzug aus Berlin ein alter Kleiderschrank, gefüllt mit Sachen meines Vaters. Neben Ak-

ten, Schriften und Briefen, auch ein Smoking, ein Zylinderhut und eine Melone. Ich sah mich oft verkleidet im Spiegel des Schrankes. Dann wurde ich vernünftiger, ließ es sein, ein Flugzeug zu konstruieren und montierte aus den Antriebs- teilen ein brauchbares Fahrrad, das mir bei meinen Boten- gängen nötig war. Bescheidener baute ich mir eine Geige aus Sperrholz. Einen Bogen hatte ich gefunden. Mein Traum war Klavierunterricht. Aber das war mit unserem Familienhaus- halt nicht erreichbar. Schade, es fehlt mir noch heute, wenn ich an meinem Yamaha-Klavier herumstümpere. Irgendwie bekam ich ein einfaches Bandoneon, das beherrschte ich.

Gefährlich wurde es, als meine pyromanische Periode be- gann. Ich verkaufte meine vollständige Sammlung der Karl- May-Bände, für die ich jahrelang von einer Leihbücherei zur nächsten gelaufen war, um abgegriffene und zerlesene Ex- emplare für zwanzig Pfennig zu erwerben. Meine Schwes- ter hatte mir ihre kleine Kammer zum Hof überlassen und schief fortan neben meiner Mutter. Also ich verwandelte Karl May mit Hilfe eines Schulfreundes und Drogistensoh- nes in ein Regal mit seltenen Chemikalien, unter anderem mit rauchender Salpetersäure, die ich für Schießbaumwolle brauchte. Als erstes löste sich von den Dämpfen die Tapete an meiner Kammerwand und ich versteckte die geheimen Sachen in Opas Backofen.

Die Latten der Leitwerke wollte ich für einen Einer-Kajak auf Potsdamer Gewässern verwenden. Eine Bauanleitung hatte ich schon, aber nicht das nötige Werkzeug. Ich glaube, mein Lieblingslehrer, Herr Heidemann, gab mir den Tipp. Er hatte mit Frau und zwei blonden Kindern ein Häuschen an der Havel. Gegenüber lag eine der Planitzinseln mit einer kleinen Bootswerft. Der Besitzer suchte einen neuen Fähr- jungen, um seine Kunden überzusetzen. Der alternde Chef wohnte auf einem Hausboot. Das war leck, das Wasser stand im Schlafzimmer, und wenn keiner kam, musste ich kräftig pumpen.

Dazwischen kam die Zeit der ersten Elektronik. Mein Cou- sin Paul Schneider, Physikstudent, hatte sich in Berlin-Friede- nau eine Fernsehanlage mit der schon bekannten Nipkow-

Scheibe gebaut und übertrug zu meinem Erstaunen bewegte Abbilder aus der Küche ins Wohnzimmer. Er schenkte mir eine Handvoll Radoröhren mit Bauplan für mein erstes eigenes Radio. Vorher hatte ich mir einen Kristallempfänger mit Kopfhörern gebastelt. (Paul wurde später ein berühmter Professor für Physik. Beim Bau der Berliner Philharmonie ging er neue technische Wege für den perfekten Klang des Konzerthauses.)

Noch einmal zurück in meine Gemeindeschule an der Garnisonkirche. Direktor Otto führte ein langes Gespräch mit meiner Mutter: Es wäre schade, wenn von den vielen Interessen und durch Erfolge in der Schule belegten Begabungen ihres Sohnes nicht irgendetwas weiterentwickelt würde. Also ich sollte die Schule wechseln, es sei zwar spät, aber die letzte Gelegenheit. Auch das Schulgeld an der Oberrealschule könnte man günstiger abschließen. Ich müsste allerdings in dem mir unbekanntem Englisch und in Latein durch einen intensiven und nicht billigen Nachhilfeunterricht Anschluss suchen. Günstig sei, dass er noch einem Elternpaar für ihren Sohn den gleichen Weg vorgeschlagen habe, das sei kostensparend. Der Sohn dieser aktiven Eltern war mein treuer Freund Horst und so waren wir doppelt motiviert, die anspruchsvolle Paukerei auf uns zu nehmen. Und wir schafften es.

Mein Deutschlehrer war Herr Heidemann, dem ich viel danke. Er führte mich in die Weltliteratur ein, vieles davon durfte inzwischen in keinem Bücherregal mehr stehen. Ein weiterer wichtiger Lehrer für mich war Herr Dr. Mylow, zuständig für Englisch und Manieren. Er hatte in Cambridge studiert. Zwei Jahre später erfreute ich ihn mit einer deutschen Übersetzung des berühmten Faustmonologes von Christopher Marlowe im richtigen englischen Versmaß.

Mit Herrn Heidemann fuhren wir 1943 fast ein volles Jahr in ein bombensicheres Lager der Kinderlandverschickung ins Riesengebirge nach Brückenberg. Das war der Gauleitung der Hitler-Jugend in Breslau unterstellt, und ein Eröffnungsausschuss für dieses Lager stand in Aussicht. Herr Heidemann, als

Beinverletzter nicht mehr kriegsverwendungsfähig, hat uns in einer von ihm unerwarteten Weise richtig preußisch gedrillt. Ließ uns antreten und wegtreten, stramm marschieren, Seitenrichtung halten mit Hände an der Hosennaht, ordnungsgemäß mit erhobenem Arm grüßen, die Stiefel und die Uniformen putzen und Soldatenlieder singen. Und dann kam die HJ-Führung aus Breslau, und die Hakenkreuzfahne rauschte am Lagermast empor. Zackige Meldung. Chorgesang. Anschließend Übung im Gelände. Alles ein voller Erfolg. Das war für die Oberbannführer die erwünschte Jugend, die des »Führers« Namen trug. Mit diesem Glauben zogen sie ab und kamen nie wieder. Wir haben nie mehr in diesem Schuljahr die Uniformen angezogen oder einen militärisch anmutenden Ordnungsdienst gemacht. Am Abend wurden Kerzen angezündet, Herr Heidemann stimmte seine Laute und sang für uns dänische Balladen und andere. Er kam aus der Wandervogelbewegung der zwanziger Jahre. Oder er erzählte Geschichten oder las etwas vor. Trotz seiner Behinderung war er ein guter Skiläufer und brachte es uns allen bei. Er gab nicht Zensuren für Leistungen, sondern für Leistungswillen.

Und in dem Berghotel Thiele, in dem wir wohnten, herrschte Ordnung und relative Ruhe. Ich war plötzlich gut im Sport. Weil mich mein Freund Horst angestiftet hatte, wagte ich mich den steilen Abhang unterhalb einer großen Schanze hinunter. Ich hätte mir alle Knochen brechen können. In der Art trieben wir beide ähnliches. Oben im Gebirge ließ unser Heidemann uns an einem zugefrorenen See die Stiefel ausziehen und jagte uns über das Eis. Bis die Füße glühten. Wir hatten einen erstaunlich geringen Krankenstand.

Wichtig für mich war noch einer von den vier Jungen in unserem Zimmer. Das war Manfred Grüttner, schon in unserem Alter der Organist der Potsdamer Nikolai-Gemeinde. Neben unserem Quartier stand die im schwedischen Stil ganz aus Holz erbaute Stabkirche Wang. Manfred Grüttner durfte dort die Orgel spielen und machte mich über die Präludien mit Bachs Fugen bekannt.

Eines Abends erzählte uns Herr Heidemann eine Matrosengeschichte. Da gab es an Bord eines Kriegsschiffes Offi-

ziere, die ließen die Mannschaft Fleisch essen, auf dem schon die Maden krochen. Und ein Pope segnete das alles. Die Matrosen empörten sich. Einige wurden unter eine Segelplane zusammengetrieben und sollten erschossen werden. Da ging der Aufstand richtig los. – Herr Heidemann erzählte sehr bildhaft. – Zwischen den Holzdielen der Decksplanken steckte das Blechkreuz des Popen. Der Fußtritt eines Matrosen ließ es über Bord fliegen. Dann richteten die Matrosen ihre Geschütze auf die Festung im Hafen. Da passierte noch irgendetwas auf einer breiten Treppe. Rennende Menschen. Frauen und Kinder. – Wir waren alle gebannt von der Erzählung meines Lehrers. Erst Jahre später nach dem Krieg begriff ich, was Herr Heidemann uns in die Köpfe gesetzt hatte: Es war Eisensteins berühmter Stummfilm »Panzerkreuzer Potemkin«!

Eines Tages, im Sommer 1944, hörte ich von der Werft auf der kleinen Insel meinen Freund Horst nach mir pfeifen und schreien. Er stand am Havelufer auf dem Steg. Ich pulpte los, und schon auf halber Strecke erfuhr ich vom Attentat auf Adolf Hitler. Es sollten Offiziere gewesen sein. Und Horst hatte sich beworben für eine aktive Offizierslaufbahn. Was galten jetzt noch Treueschwüre? Wir waren beide verwirrt. Mein unfertiger Kajak verbrannte ein halbes Jahr später in einer Bombennacht.

Und nun kommt ein Mädchen ins Spiel. Meine Freundin Brigitte Conrad. Sie spielte Klavier, bevorzugte Mozart. Sang mit mir Duette und nahm mich mit zu einer Spielgruppe des Jungbannes Potsdam. Wir sangen mehrstimmige Chöre, bei Volkstänzen berührten wir uns inniger, als angeordnet war, und wir übten unsere Fantasie mit Pantomimen. Ich wurde Heldenvater in einem Laienspiel. Danach gab es zu zweit wunderbare Abende. Das Schönste war ein Sommerlager auf Hiddensee. Nachts stiegen wir beide aus getrennten Fenstern und saßen bei Mondschein im Hafen von Vitte auf einem Fischkutter. Es war nicht nur der Reiz der Natur, den ich auch in allen späteren Lebensphasen dort genossen habe. Erhalten ist von allem ein reichlicher Bildersegen.

Mein Vater war über lange Jahre ein aktiver Fotoamateur und hinterließ mir eine 9x12-Plattenkamera mit einem kleinen Kohlescheinwerfer (der später einmal im Wolz-Film zu sehen sein wird, wie er die Hochzeit im Zuchthaus beleuchtet), aber auch rechteckige Schalen und Chemikalien für die Negativentwicklung und viel schwarz eingewickeltes Fotopapier für Kontakte. Das probierte ich alles aus, ohne Erfahrung mit Entwickeln und Fixieren, und Mutter fragte, wozu die Rotlichtbirne nachts in unserer Küche brannte.

Mein größtes Kindererlebnis in Berlin war stets, wenn Vater an dunklen Winterabenden die ererbte Laterna Magica der Familie aufbaute und in dieser »Zauberlampe« eine Kerze anzündete. Dann zog er längere bunte Glasscheiben durch den Blechkasten und auf einem Laken an der Wand erschien ein Ozeandampfer und schob sich am Horizont vorbei und ein Mechanismus ließ auch Affen von Palmen springen. Ich konnte als kleiner Junge nur staunen. Vater brachte mich auch zum ersten Mal ins Kino. Die ersten Schauspieler, die ich sah, waren Stan Laurel und Olli Hardy. Mein Vater lachte, und ich hielt mir vor Entsetzen die Augen zu, denn sie wurden auf einen Funken sprühenden elektrischen Stuhl gesetzt. Dann ging wohl die Sicherung durch. Im nächsten kurzen Stummfilm hat mich der freundliche Charlie Chaplin sein Stöckchen schwenkend getröstet. Das war im Kino in der Köpenicker Straße, knapp hundert Meter von unserer Feinbäckerei entfernt. Mit zehn Jahren habe ich dann die Laterna Magica umgebaut. Sie diente mir als Vergrößerungsgerät für Aufnahmen mit einer AGFA-Box. Vaters Fotoalben konnte ich so in meinen Jugendjahren »reichlich« ergänzen. Da finde ich auch heute Bilder von Horst beim Eidechsenfangen und wie wir mit anderen vor unserem Schultor auf dem Pflaster sitzen und Skat spielen.

An einem Sonntag im Frühjahr 1944 wurden wir Hitler-Jungen in den großen Saal unserer Schule bestellt, und es wurde uns mitgeteilt, dass wir die »große Ehre« hätten, Mitglied der NSDAP zu werden. Es kann sein, dass das um den Geburtstag Adolf Hitlers passierte. Wir wurden aufgefordert, den Arm zu heben und bekamen einen Aufnahmeantrag, den ich ein paar

Tage später unterschrieben wieder abgab und so Mitglied der Nazi-Partei wurde. Ich war sechzehn Jahre alt. Möglich war ein so früher Parteieintritt, weil Anfang des Jahres – das weiß ich heute – beschlossen wurde, dass bereits mein Jahrgang 1927 in die Partei aufgenommen werden könnte. Sammeleintritte waren damals an der Tagesordnung: Die Parteioberen erhofften sich vielleicht, dass diese »Ehrerweisung« das letzte Aufgebot in diesem Krieg motivieren könnte, sich begeistert in die Schlachten zu werfen. Zudem lichteten sich die Reihen der Parteigenossen immer mehr, je länger der Krieg dauerte, und man brauchte schnell Nachschub.

Der Zwillingbruder meiner Mutter war schon in den ersten Kriegstagen 1914 bei Langemark gefallen. In seinem Alter wurde auch ich im Winter 1944 eingezogen nach Brandenburg zu den 47. Füsiliern, einem friderizianischen Traditionsregiment. Aus meinem Tagebuch vom 4. Dezember 1944: »Heute morgen war ich noch beim Frisör. Ich komme um 10.40 nach Hause und finde die Nachricht, dass ich schon um 11.17 nach Brandenburg fahre. Lebensmittelmarken sind noch nicht umgetauscht. Ulli besorgt mir das, und ich ziehe los. Auf dem Weg zum Bahnhof treffe ich Horstel Drews. Frisch vom RAD entlassen.« Da haben wir beide uns das letzte Mal gesehen. Wir hatten noch gemeinsam als Schüler im Sommer vor den Seelower Höhen die Panzergräben vertieft.

In der Kaserne dann gemeinsam mit Gleichaltrigen, aber ebenso mit älteren Rüstungsarbeitern des letzten Aufgebots. Die dachten und sprachen ohne Illusionen über das bevorstehende Kriegsende, also anders, als von den UFA-Wochen schauen gewünscht. Ich hatte mich für die zivilere Variante eines künftigen Reserveoffiziers beworben. Möglicherweise auf Anraten von Mutter und Schwester, die hofften, dass die damit verbundene Ausbildung länger dauerte als dieser Krieg. So kam ich noch zu einer Sondereinheit, die in Fahrland, einem Dorf drei Kilometer nördlich von Potsdam, im Quartier lag. Ich besorgte mir ein Fahrrad und besuchte mit Urlaubsschein nachts meine Freundin Brigitte, die in einem Zwischenlager für ausgebombte Berliner Familien Stullen

schmierte. Kam zu spät zurück und wurde erwischt. Auch ich als Ungläubiger brauchte einen Schutzengel, besonders zu Kriegszeiten. Ich bekam eine Strafe, die mild ausfiel, weil mein Ausbilder, ein Leutnant Mitte zwanzig, der in Russland einen Arm verloren hatte, sich für mich einsetzte. Ich wurde zu einem mehrtägigen Telefondienst bei einer Stabsgruppe kommandiert mit verschärftem Küchendienst, und wurde so bestens informiert über die miese Kriegslage, inzwischen an drei Fronten, und profitierte auch noch von dem Abfall der Offiziersverpflegung.¹

Unerwartet traf unsere nur halb ausgebildete Einheit der Marschbefehl gen Osten, der Roten Armee entgegen. Wir wären direkt in den Kessel von Halbe marschiert, wo die 9. Armee aufgerieben wurde.

Inzwischen überbrückten die Amerikaner schon den Rhein. Reserven wurden gebraucht. Dazu sollten wir gehören, also kehrt Marsch zu einem Schnellkurs für fachgemäße Panzervernichtung nach Döberitz und drei Tage später in einem oben offenen Güterzug, um amerikanische Jagdbomber schneller zu entdecken, in Richtung Frankfurt am Main. Bei Barby, gerade hatten wir die Elbe überquert, stoppte ein anhaltender Sirenton unsere Fahrt. Wir sahen uns erschrocken an und wussten, hier gibt es keinen Flieger-, sondern Panzeralarm.

Die Spitze der amerikanischen Divisionen war schon in Magdeburg. An der Fernstraße in dieser Richtung gruben wir unsere Schützenlöcher. Dabei erschreckte uns eine gewaltige Explosion hinter unserem Rücken, und wir wussten, die Elbbrücke war gesprengt worden, kein Rückzug mehr möglich. Mit dem letzten Frühstück im Straßengraben kam der makabre Befehl an unsere Gruppe: Köpfe einziehen, achtzig Panzer vorbei lassen und die letzten mit der Panzerfaust abschießen. Und dann sahen wir in größerer Entfernung einige Lastwagen auf uns zurollen. Wir dachten, es wären Deutsche, die vor der amerikanischen Panzerkolonne flüchteten, und winkten. Dann im Näherkommen sahen wir die Soldaten unter den fremden, abgerundeten Stahlhelmen. Wir schossen. Auf vielen Rädern näherte sich ein Schützenpanzer, blieb auf unse-

rer Höhe stehen. Mein Unteroffizier, knapp zwei Jahre älter als ich, wir beide im gleichen Loch, zielte mit der Panzerfaust. Die krachte in einen Obstbaum am Straßenrand. Das gepanzerte Fahrzeug war verschwunden, hatte sich schon im schnellen Rückwärtsgang hundert Meter entfernt und schoss nun auf unsere erkannte Deckung.

Vor mir lief kein Film mit Kriegshelden ab, sondern schreckliche Realität. Ich litt Todesangst. Ich war zum Ziel eines Unbekannten geworden. Dann schossen sich die schweren Panzer mit größerem Kaliber auf unsere Linie ein. Von der anderen Straßenseite kam ein Schreckensschrei von Jochen, ein Klassenkamerad, der mit einem anderen Freund im gleichen Loch lag. Dem hatte gerade ein Geschöß den Kopf zerschmettert. Ein liebenswerter fröhlicher Junge aus Neustadt an der Dosse. In der Dämmerung rückten die Panzer vor, bewegten sich aber nur auf dem freien Gelände vor der anderen Straßenseite. Der verstörte Jochen kroch auf dem Asphalt zu uns herüber, und wir sahen, wie die GIs, gedeckt von ihren donnernden Panzern vorrückten. Alles von Leucht-kugeln erhellt. Mit dem Unteroffizier entschlossen wir uns, über das vor uns liegende Feld zur Elbe zu laufen, statt uns vernünftigerweise den Amerikanern zu ergeben. Wir zerrten ein Ruderboot ans Elbufer und setzten bei starker Frühjahrsströmung über. Wir wussten nicht, dass die westlichen Armeen mit der Elbe ihre für Norddeutschland verabredete Demarkationslinie erreicht hatten.

In der Nacht marschierten wir bis Zerbst, unser dritter Mann hatte dort Verwandte und tauchte unter. Jochen und ich meldeten uns als Versprengte in einem großen Kasernenkomplex, wurden lange verhört und konnten dann in den ausgedehnten Kellergewölben, die auch Familien als Bombenschutz zur Verfügung standen, zwei Tage schlafen. Frauen hatten uns versteckt.

Dann passierte wieder ein Wunder.

Mit der nächsten Streife auf »Heldenklau«, wie man es damals nannte, erschien zum gegenseitigen Erstaunen der einarmige junge Leutnant, der uns ausgebildet hatte und gleich für seine Einheit beanspruchte. Das war ein Treffer.